

Gedenkblatt für Martin Schmid

Autor(en): **Metz, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **25 (1983)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gedenkblatt für Martin Schmid

von Peter Metz

Ich entsinne mich seiner seit frühester Kindheit. Denn unsere beiden Familien standen sich sehr nahe. Meine Mutter, seine ältere Schwester, war sein Liebling, er war und blieb ihr über ein beiderseits langes Leben hinweg innig zugegan. Auch mit meinem Vater, seinem Schwager, stand Onkel Martin auf bestem Fuß, obwohl beide sich wesensmäßig stark voneinander unterschieden. Während einiger Jahre gehörten sie beide dem Masanser Männerchor an und spielten in der alten «Krone», die eine kleine, fast im Verborgenen dämmernde Bühne aufwies, gemeinsam Theater. Wenn dann jeweils ein solcher Anlaß vorüber und die Schweißperlen der mimischen Anstrengungen getrocknet waren, erzählten die beiden rückblickend von den kleineren oder größeren «Unfällen», die sich vor oder hinter den Kulissen ereignet hatten und konnten sich hieran im nachhinein herzlich ergötzen. Der schauspielerische Erfolg blieb ihnen recht nebensächlich, das Erlebnis der «Bretter» war für sie genügend.

Dem Theater übrigens blieb Onkel Martin auch hinfert stark verbunden. Zu seinen frühesten literarischen Produktionen zählte Dramatisches. Im Jahre 1922 schon verfaßte er das Festspiel zur Erinnerung an die Erhebung des Prättigaus gegen die Österreicher 1622, und zwei Jahre später folgte das Trauerspiel «Der Empörer», ein auch dramatisch starkes Werk um die Gestalt des unglücklichen Bauernführers Nikolaus Leuenberger. Wer aber erinnerte sich nicht an das noch heute so frische kleine Dialektspiel «A Churer Tanzgamedi», wo sich der Churer und Schanfigger Schalk munter mischen und

helle Lustbarkeit und Freude auf die Bühne zaubern! Anderes für die Bühne aus der Feder Martin Schmidts kam im Verlauf der Jahre hinzu, «Die Predikt des Franziskus» etwa, ein zartes Stücklein, das den starken Lyriker verriet, und später, zum Anlaß des 150. Gedenktages der Kantonsschulgründung, sein «Festspiel» in vier Bildern, das in den Jubeltagen des Jahres 1954 so viele dankbare Besucher von Herzen erfreute. Nicht von ungefähr, daß den Theaterfreund Martin Schmid, der als Zehnjähriger die denkwürdige Calvenfeier hatte miterleben dürfen, die Erinnerung an dieses nationale Ereignis nie losließ, sodaß er berufen war, aus dem reichen Schatz seines Wissens und Könnens in den spätern Jahren das «Calvenbuch» zu schreiben, in dem er den drei Schöpfern des Festspiels, den Dichtern Michael Bühler und Georg Luck und dem Komponisten Otto Barblan, ein unvergängliches Denkmal setzte. Auch dem aktuellen Theatergeschehen seiner Tage schenkte Onkel Martin seine ganze Aufmerksamkeit. Er verschmähte es nicht, mindestens den Klassiker- oder Gastspielaufführungen, wie sie Frau Minna Senges-Fausch im Casino und später im Rätushof uns Churern darbot, Reverenz zu erweisen. Man hatte dank der zielstrebigem Theaterleitung mitunter den hohen Genuß, die ersten Kräfte der deutschen Bühne, einen Bassermann, Moissi, Wegener und wie sie alle hießen, auf der kleinen Rampe des Churer Theaterleins zu bewundern, und lebhaft erinnere ich mich, wie wir beide, Onkel Martin und ich als kleiner Gymnasiast, uns nach einem ungemein starken Auftritt von Wegener noch stundenlang abmühten, die

Sprechweise und die eindrücklichen Gesten des großartigen Künstlers nachzuahmen. Auch dem modernen Theaterschaffen schenkte Martin Schmid seine volle Aufmerksamkeit, was ihm Anlaß gab, der einstigen Uraufführung der Brecht'schen «Antigone» eine eindrückliche Betrachtung zu widmen.

Doch zurück nach dieser Abschweifung zum Persönlichen. Unsere beiden Familien begegneten sich das Jahr durch häufig. Man besuchte sich zwanglos am Abend und erlebte dann gemeinsam die schönsten Plauderstunden. Onkel Martin wußte aus seiner Schul- und Studentenzeit und aus der noch in frischer Erinnerung stehenden Grenzbesetzung des Ersten Weltkrieges, die er als tüchtiger Wachtmeister absolviert hatte, zahlreiche Anekdoten, die er mit vollendeter Kunst zu erzählen verstand. Wenn er behaglich in seinem Lehnstuhl saß und seine geliebte Pfeife oder seine sonntägliche Cigarre rauchte, was er zeitlebens mit Wonne tat, entlockten die aufsteigenden Räuchlein seinem Gedächtnis die herrlichsten Schnurren und Bilder. Vor allem seine Erinnerungen an einstige Persönlichkeiten, die ihm auf seinem Lebensweg begegnet waren, an seine Primar- und Kantonsschullehrer, an seine Hochschulprofessoren, Militärkameraden usw., waren lebendig, und oft leistete er sich in unserm Familienkreis den Scherz, den einen und andern von ihnen in Wort und Geste nachzuahmen, was nicht im geringen zu unserer Unterhaltung beitrug. So waren die Abende, die wir mit ihm verbringen durften und wobei stets auch seine Mutter, unsere liebe «Nana», anwesend war, von heiterem Glanz erfüllt. Im privaten Bereich war Onkel Martin ein ausgezeichnete Gesellschafter und von heiterer Gelassenheit. Sein Schalk, wenn auch nie derb, wirkte wohlthuend, und wo er sich befand, herrschte eine frohe Behaglichkeit. Nie war er schlechter Laune, und sein verschlossenes Gesicht, das er in der Öffentlichkeit meist zur Schau trug, heiterte sich im familiären Bezirk, wenn er nach Hause kam und sich von seinem anstrengenden Tun erholte, unverzüglich auf. Eigentlich wohl war ihm denn auch nur in seinen vier Wänden im Kreis seiner Familie. Größere Reisen oder gar Ferien im Ausland versagte er sich. Solange



Die Eltern Christian und Margreth Schmid-Florin mit ihrem erstgeborenen Mädchen Barbara

die Eltern seiner Frau lebten, zählte zwei bis drei Wochen Aufenthalte in Brugg zu den längsten Abwesenheiten, die er sich gönnte. Später wurden kurze Ferien in Davos-Frauenkirch zu einer ständigen Einrichtung. Daneben aber leistete er sich nichts. Er empfand das Daheim, sein Haus, das sein Studierzimmer mit dem großen Bücherschatz barg, den großen Obstgarten, der den Umschwung bildete, und die nähere Umgebung von Chur als so erquicklich, daß er kein Bedürfnis empfand, sich in die Unbequemlichkeiten einer Ortsveränderung zu begeben. Sein stilles Zuhause, das Lesen und Schreiben, bedeutete für ihn Geborgenheit und Daseinsfreude, und aus dieser Stimmung heraus, während den erholsamen langen Sommerferien, entstanden dann die vielen Gedichte, die zahlreichen Aufsätze und die größeren Werke, mit de-

nen sein Name für alle Zeiten verbunden bleiben wird.

Nach seiner späten Verheiratung wohnte und lebte Onkel Martin in seinem Elternhaus, dem er, so unbequem es häuslich war, so sehr es im entferntesten nicht mehr moderneren Wohnbedürfnissen entsprach, die selbstverständlichste Treue bewahrte. Es wäre für ihn undenkbar gewesen, die Stätte seiner Jugend aufzugeben und seine alternde Mutter sich selbst zu überlassen. Seine Mutter und seine ledige Schwester, beide zusammen in der Parterrewohnung des Hauses an der Sonnenbergstraße wohnend, bildeten mit ihm und seiner Familie eine eng verflochtene Gemeinschaft, und im erweiterten Sinn gehörte auch unsere Familie, die ebenfalls im «Sonnenberg» ihren Start genommen, dazu. Neben den gemeinsamen Wochenenden, wie sie häufig waren, zählten vor allem die gemeinsamen Weihnachten und die Neujahrsfeiern zu den ständigen Gepflogenheiten der Familien. Es wäre für uns undenkbar gewesen, getrennt zu feiern. Vielmehr besammelten sich alle Familienglieder am Heiligen Abend bei uns und am Weihnachtstag am Sonnenberg, und das nämliche Ritual galt für den Altjahrabend und den Neujahrstag. Da herrschte dann fröhlichste Festfreude, man sprach den Köstlichkeiten der Küche in gleichem Maß wie jenen des Kellers zu, dem Selbstgemachten nicht weniger als den Leckerbissen, die in den Läden an der Oberen Gasse erstanden wurden, erzählte sich muntere Dinge und erfreute sich der Pflege der Familienbande. Später, als die junge Frau von Onkel Martin, die aus dem Brugger Ärztehaus stammende liebe Tante Anni, die Regie mit kundiger Hand führte, wurde mit den Kindern «getheäterlat» und gespielt und zum Abschluß auch noch geräuschvoll rumort, daß es eine Freude war. Bei all dem fröhlichen Treiben schauten die «Nana» und die Mutter meines Vaters, Großmama Ursula Metz, mit leuchtenden Augen zu, freilich nicht ohne daß Nana Schmid hin und wieder, wenn nach ihrem Empfinden die ganz Kleinen allzu ausgelassen und unvorsichtig manövrierten, sich mit einem liebevollen Scheltwort zur Tagesordnung zu melden. Verschmitzt lachend ließ Onkel Martin sie gewähren.

Vom Wesen seiner Mutter ist sehr viel Fröhlichkeit auf Onkel Martin übergegangen, während er am Erbe seines Vaters, eines von gesundheitlichen Unbillen geplagten, auch seelisch etwas labilen Mannes, der nur geringe Kontakte pflog und früh als Opfer einer nicht diagnostizierten Erkrankung dahingehen mußte, schwerer trug. Vom Vater erbte Onkel Martin insbesondere eine gewisse Introvertiertheit, die ihn zeitlebens gesellschaftlich etwas isolierte, während andererseits seine Mutter ihm einen unvergänglichen Schatz heiteren Frohmutes überbrachte. Sie war eine waschechte Schanfiggerin, die einzige Tochter der einst bekannten Maladerser Familie Florin, der eine Reihe von bekannten Landammännern entsprungen war, und sie selbst war so etwas wie die geborene Politikerin. Ihr kritischer Verstand ließ sie stets den richtigen Weg sehen und gehen. Ihr resoluten Wesen, das wir kleine Enkel mitunter gar etwas fürchteten, offenbarte nur selten ihre wahre Natur, wurde uns dann aber später, als wir heranwuchsen, so recht bewußt; ihre Spitzbübigkeit, ihre heitere Lebensfreude und ihr urtümlicher Humor schlugen uns in ihren Bann. Bis in ihr hohes Alter war und blieb sie «d's Gretli Florin» und war für alle ihre Schanfigger Bekannten ein Begriff. Wer von ihren zahlreichen Anverwandten und Bekannten von Maladers oder Castiel her oder selbst aus den hinteren Dörfern des Schanfiggs in Chur zu tun hatte, kehrte gern bei ihr zu einem «Koffi» ein und hielt mit ihr ein Plauderstündchen. Nana Schmid verleugnete ihre Herkunft nie und blieb auch ihrer Sprache treu, bis zuletzt redete sie einen waschechten Schanfigger-Dialekt.

Wieviel schönes durften wir in unserer Jugend in der Obhut dieser urwüchsigen Frau erleben, wenn wir uns an den langen Sommertagen im großen Baumgarten um ihre Kirschen, Zwetschgen und Äpfel sorgten, ihr beim Beerenpflücken halfen, beim anstrengenden, mühsamen Jäten und Krautern, um dann am Abend mit einem herrlichen Trunk und einer selbstgemachten Pitta oder noch besser einem Früchtekuchen, den niemand besser zuzubereiten verstand als sie, belohnt zu werden. Onkel Martin pflegte, statt selbst mitzumachen, diesem emsi-

gen Treiben wohlwollend aus der Ferne zuzuschauen, aus dem Fenster seines Studierzimmers, in dem er seine Freizeit verbrachte und von wo er uns während den Verschnaufspausen, die er sich und uns gönnte, lachend und anerkennend zuwinkte. Das Arbeiten im Garten war seine Sache nicht, er war in allem Praktischen unbegabt. Als er in seinen mittleren Jahren sich einmal selbst auf einen Kirschbaum wagte, stürzte er aus beträchtlicher Höhe auf die Erde, und nur einem glücklichen Zufall hatte er es zu verdanken, daß er vom Sturz nichts Gravierenderes als einen gequetschten Rückenwirbel davontrug.

Väterlicher Ernst und Strenge, vermischt mit einer etwas spröden Scheu, und mütterliche derbe Frohnatur, diese Anlagen prägten früh das Wesen von Onkel Martin und mögen ihn schon in jungen Jahren zu eigenem dichterischen Schaffen und Gestalten geweckt haben. Sie wurden auch früh zu seinem eigenen Lebensschicksal. Als noch nicht Siebzehnjähriger stand er am offenen Grab seines Vaters und mußte aufgewühlten Herzens aus dem Mund des Pfarrers die so unendlich trauervollen Verse Mathias Claudius' anhören:

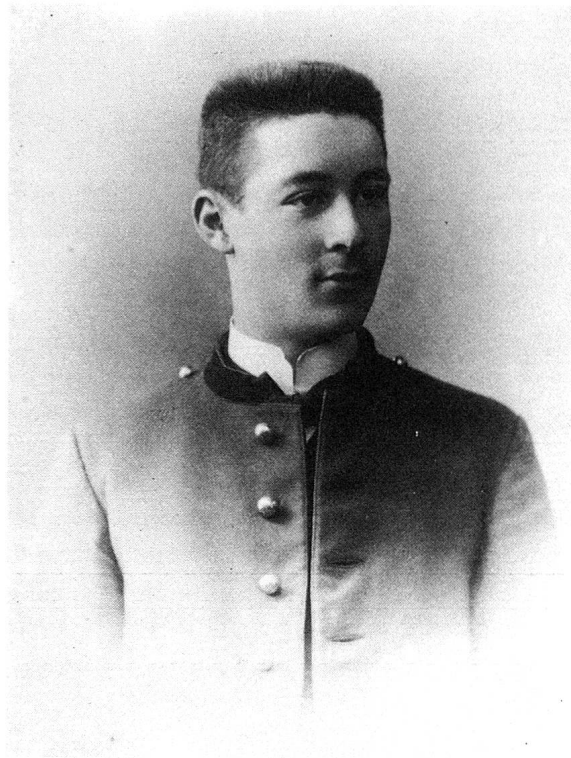
«Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war es mehr;

Träuflte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und her!
Freundlich wird erwecken – ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war es mehr.

Onkel Martin hat mir in seinen höheren Jahren in stillen Stunden das eine und andere Mal geschildert, wie schwer es ihn angekommen sei, angesichts des Weh's, das am offenen Grab sei-



Der Kantonsschüler Martin

ne schmale Brust erfüllte, Haltung zu bewahren, und so ganz vergangen ist dieses Weh in seinem Herzen nie. Immer wieder, in Stunden der Bedrängnis, schimmerte das durch, was er schon als jung an Leid und Trauer hatt erfahren müssen. Ein nicht geringer Teil hievon hat später in seinen so unendlich zarten und verhaltenen Gedichten seinen Niederschlag gefunden. Den beiden Gestalten jedoch, die am Grab seines Vaters ihm erstmals begegneten, dem Dichter Mathias Claudius und dem deklamierenden Pfarrer, blieb er innerlich verbunden bis an sein eigenes Ende. Wer inniger, schöner und liebevoller hätte je den unvergänglichen Wandsbecker Dichter gewürdigt als Onkel Martin in einer seiner kostbaren Prosaskizzen! Was aber den Deklamator des Grabgedichtes angeht, so war es der damalige Stadtpfarrer Benedikt Hartmann, mit dem ihn später eine innige Freundschaft und eine große geistige Übereinstimmung verband. Sie trafen und besprachen sich oft, schmiedeten gemeinsame Pläne und förderten ihr beidseitiges Schaffen. Benedikt Hartmann war ein Köhner,

fruchtbar vor allem in seinen kulturhistorischen Arbeiten, und ein Stilist seltener künstlerischer Prägung. Was er sich in jahrelangem Schaffen abrang, zählt zum Besten der modernen bündnerischen Publizistik. Vor allem seine Studien zu den bedeutenden Gestalten des bündnerischen Geisteslebens, Martin Planta, Johann Peter Neesemann, Daniel Willi, Johann Anton Sprecher usw., bilden eindrückliche Zeugnisse eines hohen Könnens. Pfarrer Hartmann verfügte über einen ungeahnten Schatz von archivarischem Wissen. Als er hochbetagt war und sich die gestaltende Kraft zu weiterem Schaffen und Publizieren nicht mehr zutraute, stellte er meinem Onkel seine gesamten Notizen, die er in jahrelangem Bemühen zur Geistesgeschichte des Marschlinser Philantropins gesammelt hatte, zur Verfügung und ersuchte ihn, an seiner Stelle diese Aufgabe zu bewältigen. Daraus entstand die einmalig schöne Geistesgeschichte «Marschlins, eine Schule der Nationen», die Onkel Martin im Jahre 1951 veröffentlichte und die zum Besten seines Prosaschaffens zählt.

Eigentliche Freundschaften pflegte Onkel Martin nicht. Er stand zwar im nahen Kontakt mit zahlreichen Menschen und schätzte sich glücklich im Verkehr mit Gleichgesinnten. Einzelne von ihnen entsprachen seinem Wesen, und es war ihm wohl in ihrer Gesellschaft. Vor allem Eugen Heuss, Leonhard Meisser und Paul Zinsli schätzte er ungemein. Eine Geselligkeit im wahren Sinn indessen kannte er nicht. In den späteren Dreißigerjahren hielten wir einen Mittwochkaffee mit Eugen Heuss, Leonhard Meisser und Gian Caduff im damaligen Weiss Kreuz. Doch kam es darüber hinaus nicht zu häufigen persönlichen Begegnungen von Onkel Martin mit diesem Grüpplein von Gleichgesinnten. Er besaß keinen eigentlichen Vertrauten seines Herzens. In seinen höheren Jahren mag er dies als Mangel seines Lebens empfunden haben, denn tatsächlich gibt es im reiferen Leben, wenn die beruflichen Anspannungen vorüber sind und die Muße zu ihrem Recht kommt, nichts schöneres als wahre Freundschaften. Solche hatte er nicht, und als sich der Kreis der Jugendkameraden von einst, der ihn in seinen aktiven Zeiten umgab, lichtetete, wurde es recht einsam

um ihn. Noch sehe ich ihn, wie er mit seinen Kameraden aus der Kantonsschulzeit Janett Michel und Hans Enderlin von einem Spaziergang in den Fürstenwald heimkehrte, alle drei im hohen Alter stehenden Männer glücklich ob dieser Gemeinsamkeit und strahlend wie Buben. Doch derartige Unternehmungen waren selten, und sie fielen dahin, als Schnitter Tod sich seine Opfer holte. Für einige Jahre noch verband ihn eine lockere Altersfreundschaft mit Richard Menzel. Auch sie hatte indessen keinen Bestand. Das Alter pflegt uns zumeist vorzuenthalten, was Jugend oder die Jahre des Reifens versäumen.

Martin Schmid durfte in seinem langen und gesegneten Leben, das sich über mehr als achtzig Jahre erstreckte und ihn mit erstaunlicher Gesundheit und Rüstigkeit bis fast zuletzt bedachte, viele Ehrungen und Anerkennungen erfahren. Dennoch waren seine Anfänge schwer, und um die Erfüllung seiner Lebensziele mußte er zunächst hart kämpfen. Er war kein Glückskind, dem die Erfolge in den Schoß fielen. Gerne wäre er nach Absolvierung der Churer Primarschule in das Gymnasium eingetreten, wo sich auch sein Klassenkamerad und Freund Peter Anton Feldscher, der spätere eidgenössische Diplomat und Minister, zwecks höheren Strebens eingefunden hatte. Doch Vater Schmid wollte es anders, er hatte sich darauf versteift, aus seinem Sohn Martin einen Förster zu machen, und dies bedingte damals die Absolvierung der Realschule. Erst nach dem Tod seines Vaters erfüllte dann die Mutter doch den Wunsch ihres mit seinem Los unglücklichen Sohnes und ließ ihn wenigstens ins Seminar übertreten, fürs Gymnasium reichte es nicht mehr, der Vorsprung der Alterskameraden schien unaufholbar. So erwarb denn Onkel Martin sein Lehrpatent und wirkte anschließend während zweier Jahre als Primarlehrer in Davos-Dorf. Sicher erfüllte er dabei die in ihn gesetzten Erwartungen voll und ganz. Denn er war ein begnadeter Lehrer, in dem sich hohe Autorität mit liebevoller Menschlichkeit paarte. Er war und blieb sein ganzes Leben durch bei aller äußerlichen Strenge, die er zur Schau trug, ein Kindernarr. Der fröhliche Blick eines Halbwüchsigen, dessen

leuchtende Augen und befreites Lachen ließen das Herz meines Onkels höher schlagen. Wie sonst hätte er später das so herzerfrischende Gedichtlein über den «kleinen Schulanfänger» schreiben können!

Männlein mit dem Schriftensack,
hab' dir lange nachgeschaut:
stolz trägst du den Schülerpack,
und dein helles Auge blaut!

Neue Mütze, neu das Kleid,
lustig tanzt der Schwamm am Schnürchen,
trippelst mit besondrem Schneid,
spiegelst strahlend schon ein Uhrchen!

Wirst nun lernen stille sitzen,
Hand aufhalten, gradaus schauen,
Zahlen auf die Tafel ritzen
und mit Hölzchen Wörter bauen.

Und dann all die vielen Fächer!
Spruch und Weisheit wirst du lesen!
Wird nur nicht dein Rücken schwächer,
bleibt nur säuberlich dein Wesen!

Ach, der Lehrer meint's ja gut,
was er sagt, ist meistens richtig,
aber, liebes junges Blut,
nimm die Sache nicht zu wichtig.

Was man taglang mühsam schreibt,
löscht das Schwämmchen wie zum Scherz,
sieh, für Ewigkeiten bleibt
nur das kleine reine Herz.

Dann, nach zwei Jahren Schuldienst, trieb es den jungen Lehrer doch zu einem höheren Wissen, dem er bisher hatte entsagen müssen. Er begann an der Universität Zürich sein Studium mit Geschichte als Hauptfach, wie Deutsch und Pädagogik als wichtigste Nebenfächer. Doch vermied er jede Einseitigkeit, vielmehr verschaffte er sich zu allen Kollegien Zutritt, wo ihn etwas interessierte. Auch seine Allgemeinbildung förderte er systematisch. Das Latein holte er nach, und zwar gründlich, nicht mit einer bloßen Schnellbleiche, und sogar im Altgriechischen eignete er sich so ausgezeichnete Kenntnisse an, daß er Jahrzehnte später mir, seinem Neffen, und seinen eigenen beiden Söhnen bei auftretenden Schwierigkeiten in diesem



Der Neodoktor

nicht so ganz belanglosen Fach hilfreich zur Seite stehen konnte. Einzelne der Geschichtsbücher, die der Student Martin während seines Studiums durchackerte, sind noch vorhanden, und seine Notizen in ihnen zeigen, wie gründlich und gewissenhaft er es mit seinem Fachlernen nahm, wobei ihn die Geschichte eigentlich nur soweit wirklich interessierte, als sie ihm Erkenntnismittel für seine vielfältigen kulturellen Interessen war. Es schwebte ihm damals ein stilles Gelehrtdasein vor, das ihm die Möglichkeiten zu freiem literarischem Schaffen bot, und nach Abschluß seines Studiums hoffte er auf eine Anstellung als Archivar. Leider ging sein Wunsch nicht in Erfüllung. Doch auch die Kantonsschule bot ihm vorderhand keine Wirkungsmöglichkeit, seine wiederholten Stellenbewerbungen blieben erfolglos, sodaß Onkel Martin froh sein mußte, an der Churer Sekundarschule eine Lehrerstelle einnehmen zu dürfen. Von 1914 bis 1927 wirkte er als Sekundarlehrer, geliebt, ja verehrt von vielen seiner Schüler,

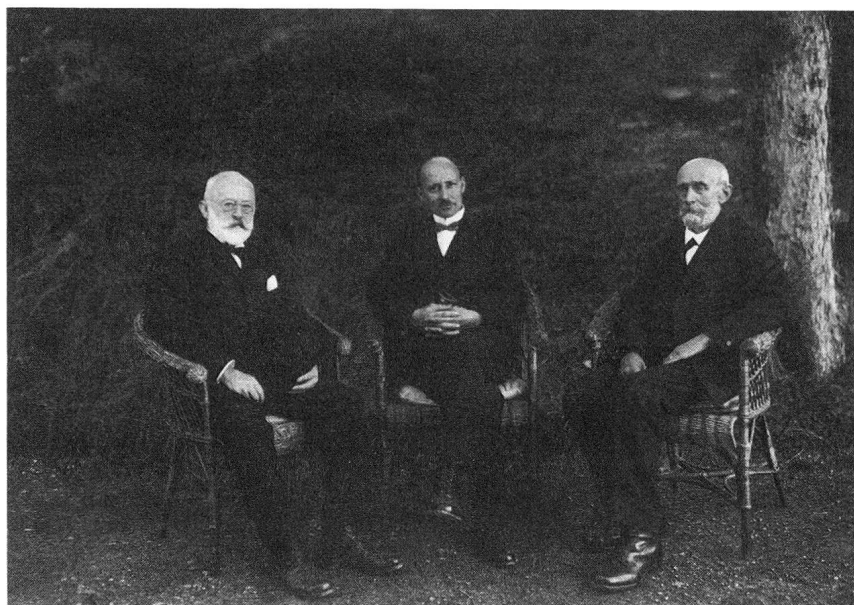
wie ich zuverlässig weiß. Er war ihnen Bildner im weitesten Sinn, gab ihnen fachlich das Beste und war ihnen darüber hinaus ein verständnisvoller Wegbereiter für ihren Lebensgang. Diese Jahre seines Einstandes auf der Sekundarschulstufe ließen seine pädagogischen Neigungen zur vollen Reife treiben. Er war unermüdlich in seiner Weiterbildung, besuchte Ferienkurse, wo immer sie sein Interesse weckten, in Jena, in Oxford, las alles, was ihm vor Augen kam. Denn die Schule befand sich damals, nach dem Ersten Weltkrieg, in einer ihrer Umbruchphasen. Schohaus, sein Studienkamerad und späterer Freund, veröffentlichte auf Grund einer Rundfrage sein Werk «Schatten über der Schule», das schwarzen Staub aufwirbelte und zu einer heftigen Konfrontation zwischen den Erneuerern und den Konservativen führte. Auch Onkel Martin stand im Lager der Erneuerer. Doch trennte ihn von diesen gleichwohl ein klaffender Graben. Er war nämlich der Auffassung, daß sich alle sogenannten Modernisierungstendenzen viel zu sehr im rein Methodischen verloren, daß Methodenfragen das Interesse der Lehrerschaft und ihre Fortbildung zu sehr in Beschlag nähmen, während es in der Volksschulung und Erziehung doch viel mehr auf die Lehrerpersönlichkeit ankomme. Wer ein Nachvollzieher des Geistes eines Pestalozzi ist, der findet so oder so den Weg zum Herzen des Kindes, und wenn er sein Herz hat, dann vermag er auch sein Interesse, seine Freude und seinen Einsatz zu wecken. Nicht strenge Noten, Klausuren und was immer dürfen die Schüler messen, sondern dem Verständnis und Einsatz des Lehrers muß es gelingen, die guten Kräfte auch eines schwächeren Schülers so zu wecken, daß er aus seinen Möglichkeiten ein optimales Maß an Schulerfolg erzielt. Schülerversagen ist sehr oft ein Versagen des Lehrers, und nichts setzte Onkel Martin so zu, als wenn er sehen mußte, daß seine Kollegen oder später seine Untergebenen ohne Bedacht einen Schüler falsch behandelten.

Während seiner strengen Sekundarschuljahre wurde Onkel Martin als Präsident des bündnerischen Lehrervereins berufen, in ein Amt, das damals nicht nur gewerkschaftlich, sondern auch schulorganisatorisch und pädagogisch ei-

ne große Bedeutung hatte und ihn in starkem Maß belastete. Denn die bündnerische Schulorganisation war damals noch recht dürftig, außer dem Erziehungssekretär und den wenigen Inspektoren war nichts vorhanden, was erlaubt hätte, die Fülle von Schulproblemen zu bearbeiten. Das mußte deshalb nach altbewährter Tradition der Lehrerverein besorgen. Und dann die vielen andern administrativen Angelegenheiten, die sich fortgesetzt einstellenden Fälle, da ein Lehrer mit seiner Aufgabe nicht zurecht kam, an den Problemen, die sich ihm stellten, scheiterte oder sich mit seiner Behörde überwarf! Ich erinnere mich noch daran, wie oft mein Onkel in Konfliktsituationen von Lehrern mit ihren Schulvorständen «aufs Land» fuhr, um begangene Fehler zu beheben, zu entwirren und zu glätten, und wie er dann mitunter entkräftet von heißen Auseinandersetzungen und abgekämpft zurückkam, um sich mit einem beruhigenden Stumpfen für die durchgestandenen Gefechte schadlos zu halten.

Endlich im Jahre 1927, nun achtunddreißig Jahre alt, durfte Onkel Martin mit seiner Wahl als Seminardirektor die Krönung seiner pädagogischen Laufbahn erfahren. Daß er nicht in diesen bedeutenden Posten berufen wurde, sondern sich schlicht und einfach für die Stelle bewerben mußte, obgleich er sich für das Amt geradezu aufdrängte, hing wohl mit der Sprödigkeit unserer bündnerischen Gepflogenheiten zusammen. Er hat dieser Tatsache mit frischer Unbekümmertheit Rechnung getragen und es auch mit Humor hingenommen, daß er, da ihm keinerlei Amtsjahre angerechnet wurden, während Jahren ein niedrigeres Gehalt empfing als einer seiner ihm Untergebenen. Seine spätere Satisfaction bestand dann darin, daß er, als der Kanton Baselstadt ihn in den dreißiger Jahren als Seminardirektor berufen wollte, als Voraussetzung für sein Bleiben in Bünden die finanzielle Gleichstellung des Seminardirektors mit dem Rektor verlangte, welchem Ansinnen die Regierung nun doch mit schleuniger Eile zu entsprechen sich bereit fand. Denn inzwischen hatte Onkel Martin als Leiter des Seminars ein ungeteiltes Ansehen erlangt. Seine Autorität gegenüber Lehrern und Schülern, gepaart mit einer

Martin Schmid als Präsident des bündnerischen Lehrervereins mit seinen Amtsvorgängern a. Seminardirektor Theodor Wiget (links) und Seminardirektor Paul Conrad (rechts), Aufnahme aus dem Jahr 1932



außergewöhnlichen Lehrbefähigung, ließen ihn eine volle Wirkung erzielen. Ein frischer Wind beseitigte Abgestandenes, verstand es, den heranwachsenden Lehrern die hohe Bedeutung ihres Berufes vor Augen zu führen und sie mit allen Elementen der Kindesführung und -schulung vertraut zu machen. Wohl kein Seminarist, der nicht mit einem vollen Packen bester Vorträge und tüchtiger Ausbildung von dannen geschritten wäre.

Würde Onkel Martin im fernen Basel, wenn gleich in einer Aufgabe, die ihn lockte und ernsthaft versuchte, glücklich geworden sein? Doch seine betagte Mutter, dann Chur, die Städte seiner Herkunft, und Bünden, *sein* Bünden, zu verlassen, es wäre uns allen, die wir ihm in den Wochen, da er um seinen Entschluß rang, nahe waren, nicht recht eingegangen. Ach, er war ein Bündner mit Haut und Haaren, ein fast leidenschaftlicher Patriot. Wie und was hätte ihm seine Heimat, seine Berge, die still-raunenden Wälder, die Wiesen und Fluren, die Blumen und all die Schönheiten eines Frühlingmorgens oder die goldene Fülle eines Herbsttages, das Gleißeln eines Wintermorgens ersetzen können? Das alles, diese Vielfalt, diese Stille und Geborgenheit in einer Welt des Zaubers, doch auch in einer Welt der leidenschaftlichen Aufwallung und der jähren Fehden, es war ihm Wurzelgrund,

er benötigte dies alles wie gesunde Atemluft, diese Heimat mit allem, was sie bot, war ihm lebensnotwendig.

Er war ein beflissener Wanderer, durchstriefte das Land mit offenem, auch mit kritischem Blick. Vieles fand er faul, in unserer Kultur, unserer Politik, unseren gesellschaftlichen Institutionen. Daran nahm er Anstoß und konnte sich mitunter heftig äußern. Doch immer wieder fand er zu den Grundlagen unseres Daseins zurück und schätzte die Großartigkeit unserer Natur, das Urwüchsige des bündnerischen Wesens.

Viele seiner Gedichte sind aus all seinen besinnlichen Streifgängen in den Heimatgefilten entstanden, und die zartesten, die schönsten davon werden gewiß Dauerbestand haben.

In der-Sommernacht

Leises Wehn der Abendwiesen,
selig-drängend' Grillenlied,
wandern muß ich wieder, wandern!
Weiß doch nicht wohin mich's zieht.

Sinke, Herd, in tiefes Dunkel,
kleine Lampe, lösche aus,
rausche leiser, lieber Brunnen,
vor dem altvertrauten Haus.

Voll von blinkenden Gestirnen
ist die weite Sommernacht.
Weiß wie mancher stille Wanderer
sich zur Stunde aufgemacht,

fühl ich doch, zutiefst erschauert,
schreitend durchs verschwiegne Land,
Menschensehnsucht, die da trauert –
Und ich suche Deine Hand.

Hast Du nicht auch uns gerufen
wie die Fischer einst am See?
Sie, ich komme, ach ich zage.
O das ist mein brennend Weh:

hinter mir verarmt zu lassen,
was mir lieb und teuer war,
stolz mein stolzes Ich zu hassen,
das mich kränzte Jahr um Jahr.

Wüßt ich wo Du willst mich führen,
wüßt ich, daß ich ganz besteh'
bis zum Leid und bis zum Tode
wie die Jünger einst vom See!

Blaues Wehn der Abendwiesen,
sternumblühtes Grillenlied,
wolltet singend mich geleiten,
Dein ist, Herr, was mir geschieht.

Sein Dichten überschätzte Martin Schmid bei aller Könnerschaft durchaus nicht. Als er hoch bei Jahren war und der Calven-Verlag im Zusammenwirken mit der Stiftung Pro Helvetia eine Auswahl aus seinem lyrischen Schaffen edieren durfte, ließ Onkel Martin nur einen ganz kleinen Teil seiner Hunderte von Gedichten gelten, alles andere fiel seiner kritischen Sonde zum Opfer. Doch in dieser Auswahl findet sich eine dichte Reihe wahrer Perlen, die uns noch lange ansprechen werden, selbst wenn andere, modernere lyrische Stimmen unser Ohr umschmeicheln.

Onkel Martin verfolgte bis zuletzt das lyrische Schaffen seiner Zeitgenossen und nahm lebhaften Anteil hieran. Er fand durchaus Gefallen an der modernen Diktion, die meist auf den Reim verzichtet. Er selbst aber ließ sich nie oder nur ganz selten versuchen, die Reimbindung preiszugeben. Es schien ihm, ein gutes, inniges Gedicht müsse sich, ähnlich wie die Musik, dem Herz und Geist erschließen und den Leser veranlassen, es sich einzuverleiben. Wie viele Gedichte der Großen, von Mörike, von Eichendorff, von Rilke und andern, kannte er auswendig! Welcher Schatz an Poesie aber geht un-

serm modernen Leben verloren, wenn uns keine Reime mehr zur Verfügung stehen, die zum Auswendiglernen verlocken!

Martin Schmid veröffentlichte seinen ersten Gedichtband «Stille Wege» im Jahre 1923, und es folgte ihm im Laufe der Jahre und Jahrzehnte eine Reihe weiterer. Eine beträchtliche Leserschaft erschloß er sich damit wohl nicht. Wer hat denn Zeit und Lust, sich in Gedichten zu vergaffen! Nur ein kleiner, dankbarer Kreis nahm ihn mit Freude und Anteilnahme zu Gehör, und irgendwelche Reichtümer vermochte er mit seinem dichterischen Schaffen nicht zu eringen. Das trug ihm keinen Gram ein, sondern nötigte ihm nur ein versöhnliches Schmunzeln ab. Lachend erzählte er, nur ein einziges Mal habe er mit einem Gedichtband einen schlanken «Absatz» gefunden, nämlich als fast die ganze Auflage eines eben erschienenen neuen Bändleins durch einen Rohrleitungsbruch in der Druckerei zerstört und von der Versicherung bezahlt wurde. Wir haben uns mit ihm darob herzlich amüsiert.

Immer wieder unterzog sich Onkel Martin Ansinnen auf Fest- oder Gelegenheitsgedichte, die an ihn herangetragen wurden, oder irgend ein besonderer Anlaß bewog ihn zur Gestaltung eines Gedichtes. So war es, als ihm im Jahre 1927 Wilhelm Steiner, der Musiklehrer an der Kantonsschule, dessen feine Kompositionen der heutigen Generation leider nur ungenügend bekannt sind, eine Melodie für ein Maiensäßlied vorlegte und ihn fragte, ob er hiezu einen Text gestalten könnte. Martin Schmid, selbst in hohem Maß musikalisch, freute sich über die ihm vorgelegte Komposition und dichtete dann hierzu sein Maiensäßlied «Stiller Berg, viellieber Wald», das jedes Jahr am denkwürdigen Ausflugstag der Churer Schuljugend aus hunderten von Kehlen ertönt und das viele Heimwehchurer immer wieder beim Mitanhören rührend bewegt. So bleibt Martin Schmid durch sein Maiensäßlied vor allem mit seiner geliebten Jugend verbunden.

Dem zeitlich wohl frühesten Wunsch auf Schaffung eines Gelegenheitsgedichtes entsprach Onkel Martin jedoch ein Jahr zuvor, als

er zur Ilanzer Reformationsfeier des Jahres 1926 das kraftvolle Reformationslied gestaltete, das Otto Barblan vertonte. Die Eingangstrophe lautet wie folgt:

Wir treten feierlich zusammen
in deinem Namen, Herre Gott,
durchglüht von reinen Glaubensflammen!
Ob auch die Welt voll Gram und Not:
Das Wort, das Meister Zwingli bot,
Sei gläubig unser täglich Brot.

Keiner wäre besser geeignet gewesen, der wehevollen Stunde in der Kirche zu Ilanz im Lied Ausdruck zu geben, als Martin Schmid. Denn er selbst war tief gläubig, und sein ganzes Leben war von einer starken Religiosität getragen. Ja, die wohl schönsten, innigsten seiner Gedichte sind religiöser Natur und dienten verschiedenen namhaften Komponisten zu Vertonungen. Einige von ihnen hätten es längst verdient, im Kirchengesangbuch Eingang zu finden. Wie innig etwa spricht uns sein kurzes Adventsgedicht an:

Advent

Du meine Seele sei bereit:
Der Wächter rief die Stunde aus!
Mit Ros und Myrthen schmück das Haus,
mach deine enge Kammer weit.

Da du den Ruf vernommen hast,
weißt du, daß deine Stunde ist,
die Lieb und Demut lad zu Gast,
denn der da kommt: Er ist der Christ.

Bereite Fisch, Öl, Brot und Wein –
Sein gotterblühtes Angesicht
taucht alles groß in Weihnachtsschein –
Du aber auferstehst im Licht.

Von welcher tiefer Empfindung ist sodann sein Gedicht «Erwartung» getragen:

Laßt uns das Brot der lieben Worte,
das fromme Mahl in Demut teilen,
bekränzt mit Frieden sanft die Pforte,
daß festlich wir und schön verweilen.

Wie er den Jüngern einst versprach,
wird er zur Nacht uns mild erscheinen,
dann spricht er wieder: Folgt mir nach,
ihr Mühseligen und Kleinen.



Die Lebensgefährtin Anna Schmid-Horlacher

Schon glänzt durch blaugekühlte Scheiben
ob dunkler Trift der Abendstern,
wenn wir in seiner Treue bleiben,
so ist die Stunde nicht mehr fern.

Und dann seine «Lilienbotschaft», wie sehr läßt sie den Dichter als berufenen Kündler der Herrlichkeit Gottes erscheinen:

Der Sommer schickt die Lilien aus
und blaues Sensenläuten,
daß sie im Land von Haus zu Haus
die alte Botschaft deuten,

das alte Wort: Nun sorget nicht,
ich richte alle Uhren,
im Regenfall, im Sonnenlicht
leis wandl' ich durch die Fluren.

Das Weizenkorn wird göttlich Brot,
ich bin in aller Wandlung,
ich steige auf aus eurer Not
in heilig-stiller Handlung.



Der junge Seminardirektor

Eh überm Wald der Stern noch steigt,
 eh leise ihr's gebeten,
 hab ich mich unsichtbar geneigt,
 bin unter euch getreten.

Der Sommer schickt die Lilien aus,
 die Kirsche lacht am Aste,
 die Rosen blühn vor jedem Haus:
 Tritt ein und sei zu Gaste!

Und brich das Brot und heb den Krug,
 die Lippe kühl zu tränken,
 uns allen, Brüder, wird genug,
 wenn wir uns fromm verschenken.

Martin Schmid verleugnete auch sein protestantisches Herkommen nie. Er war ein Bekenner und Nachfolger Zwinglis, den er für einen der Größten der schweizerischen politischen und Geistesgeschichte hielt. Die Strömungen, welche einst den Protestantismus erweckten und erschütterten, kannte er von Grund auf und

nahm lebendigen Anteil an den geistigen Ausmarchungen, deren Zeuge er selbst war. Dem religiös-sozialen Anliegen von Leonhard Ragaz, den er persönlich kannte und ungemein schätzte, war er von Grund auf gewogen, setzte sich aber auch mit dem Barthianismus auseinander und bedauerte nur, daß der protestantische Liberalismus seiner Tage so oft in Satttheit und Reglosigkeit erlahmte.

Nicht wenige seiner Gedichte lassen sein protestantisches Bekenntnis aufleuchten, klar und vergeistigt:

Protestantisches Lied

Komm, heil'ger Geist, und werde Licht
 in meines Herzens Bethaus,
 den Heidenzauber treibe aus
 und mach mein Kirchlein hell und schlicht.

Die alten Fresken hoch im Chor,
 tauche sie tief in Dunkel,
 der bunten Scheiben Farbenflor
 das Heiligengefunkel

lösche aus, lösche aus mit Deinem Schein!
 Gib mir den Kelch mit Christi Wein,
 und in der Armut armer Not
 Dein ungesäuert Gottesbrot

wolle mich ganz durchdringen!
 Du heil'ger Geist, Du fort und fort
 lehr mich das heil'ge reine Wort
 und protestantisch singen!

Doch so sehr er in seinem konfessionellen Bekenntnis nie in einen Zweifel geriet, fehlte ihm jede Voreingenommenheit gegenüber dem Katholizismus. Lehnte er auch dessen kirchliche Dogmen, den geistigen Zwang und den Anspruch der katholischen Kirche auf ein Alleinwissen um die christliche Botschaft ab, indem er sich zur Auffassung bekannte, daß nur das Wort der Heiligen Schrift uns Wegleitung sein könne und darüber hinaus keiner menschlichen Institution, auch keiner kirchlichen, von sich aus die göttliche Wahrheit gegeben sei, so ließ er seinen katholischen Mitmenschen volle Anerkennung und Achtung zuteil werden. Als Christen standen sie ihm in gleicher Weise menschlich nahe wie seine protestantischen Glaubens-

brüder, nur ihre Unfreiheit im Glauben und Denken lehnte er ab. Wo immer es um die geistigen Dinge ging, war er in seinem Urteil zurückhaltend und milde, unversöhnlich nur dort, wo Grundsätzliches in Frage stand.

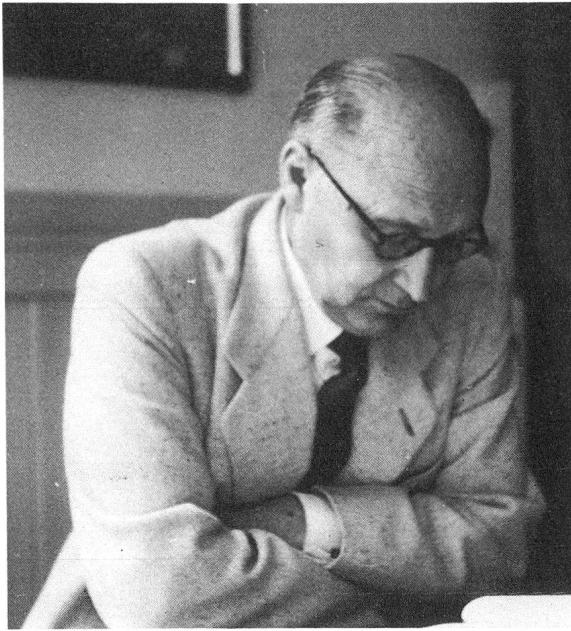
Kurze Jahre nach seiner Versetzung in den Ruhestand wurde Onkel Martin von der Churer Stimmbürgerschaft jenes politische Amt anvertraut, das ihn wohl am meisten freute und einen milden Schein auf seine Altersjahre warf: das Präsidium des Churer Stadtschulrates. Es vereinigte damals, als es noch keinen Schuldirektor gab, vielerlei Tätigkeiten in sich, Administratives in Unzahl, Organisatorisches und vor allem die eigentliche Schulführung. Der Kontakt mit den meist jungen Lehrern erfüllte ihn ganz. Wo sich Schwierigkeiten zeigten, Mängel und Irrtümer, da griff er mit kundiger, führender Hand zu. Er duldete nichts, was dem Geist eines fortschrittlichen Schulwesens abträglich war. Da die Kinder bei ihrer Entwicklung einer starken Hand bedürftig sind, sich an Autoritäten halten wollen, mußten die Lehrer nach seiner Auffassung wirkliche Erzieher der ihnen Anvertrauten sein. Den Unsinn einer falsch verstandenen und falsch praktizierten antiautoritären Erziehung verbannte Martin Schmid aus jeder Ritze des Schulzimmers. Das Kind verdient Achtung, Förderung, Liebe, doch verlangt es gleichzeitig Führung und Disziplinierung. Er, der in jungen Jahren das englische Schulsystem gründlich studiert hatte, versuchte, über die Lehrerschaft den Kindern die Begriffe der Disziplin, des Gehorsams und der Rücksichtnahme einzupflanzen. So wollte er nicht mehr dulden, daß sich die Schüler in den Pausen in grober Weise rauften und nach Pausenende wie eine Herde Schafe zurück in ihren Pferch strömten, sich gegenseitig stoßend und bekämpfend. Deshalb führte er etwas ähnliches ein, wie es den Engländern bei jeder wartenden Menschenansammlung selbstverständlich ist: die Schlange. Klassenweise wurden unter seiner Anordnung die Schüler gesammelt und traten dann diszipliniert in Zweierkolonne zurück ins Schulhaus. Wo Massen auftreten, muß ein Minimum von Ordnung herrschen, sonst bilden sie ein Element der Anarchie und der Brutalität. «Gehorsam ist des Christen



«Nana» Margreth Schmid (1859–1943) im hohen Alter

Pflicht», schrieb einmal Martin Schmid in einer seiner tief sinnigen Betrachtungen. Unter dieser Devise verstand er auch seine Erzieheraufgabe: dem Kind die höheren Werte der Einordnung, der Disziplin, des Gehorsams einzuprägen, denn Freiheit ohne sie ist sinnlos.

Nach einigen Jahren des erfolgreichen Wirkens mußte Martin Schmid, bei dem die Anstrengungen des Amtes sich in gesundheitlichen Störungen niederschlugen, seiner ihm lieb gewordenen Aufgabe entsagen und sich ganz in seinen privaten Bereich zurückziehen. Noch waren seine Tage ausgefüllt mit vielem, was ihm Freude bereitete. Zahlreiche kulturhistorische Aufsätze entstanden. Bedeutende Gestalten der Poesie, Johann Gaudenz Salis-Seewis, Georg Luck, Mathias Claudius fanden in ihm zu Herzen gehende Würdigungen. Einer seiner schönsten Aufsätze beschlug die Maiensäßfahrt der Churer Jugend. Neue Gedichte entstanden.



Altersaufnahme von Martin Schmid

Doch dann senkten sich mählich die Schatten, und wie er in seinen Anfängen das Schwere des Leids erfahren hatte, mußte Martin Schmid dem Uerbittlichen den Zugang zu seinen Gemächern gestatten: im Jahre 1964 wurde ihm seine Ehegefährtin entrissen. Darunter litt er unendlich, freilich ohne es nach außen hin sich anmerken zu lassen. Seine Frau mit ihrer Musikalität und ihrem fröhlichen Wesen war ihm alles gewesen. Auf sie verzichten zu müssen, bildete für ihn eine schwere seelische Last. Fortan bewegte er sich fast nur noch im engen Kreis seiner Angehörigen, seiner Sohnesfamilien vor allem, deren Kinder sein großväterliches Herz erwärmten. Noch durfte er mit achtzig als erster Bündner den neu geschaffenen Kulturpreis empfan-

gen. Doch war damit jene Schwelle erreicht, die er mit Bangen schon einige Jahre zuvor gesichtet hatte: das Alter, das ihm weiteres schöpferisches Wirken verwehrte. Eines seiner schönsten Gedichte nahm diese Stimmung der Resignation vorweg:

Schön sind diese blauen Sommertage,
Schön durchs Ährgold ein jeder Schritt,
Hell umzirt vom lieben Finkenschlage,
Und Salbei und Rose wandern mit.

Manches Jahr sah ich zur Höhe steigen,
Mancher Freund schläft unterm roten Mohn,
Nun weiß ich den Lebensbaum sich neigen,
Hör im Winde nie gehörten Ton.

Seltsam wie, da wir zum Ende reifen,
Uns die große Schönheit kühl umweht
Und ein Ahnen erst, dann ein Begreifen
Aus dem Unbegriff'nen aufersteht.

Aber wer will denn in Worte fassen
Dies Geschehn, das trauernd wir erkannt?
Und wer schritte klaglos stolz-gelassen
Aus der Helle in das dunkle Land?

Im Jahre 1971, am 24. März, war es vollbracht.

Denken jene, die so vieles von ihm empfangen durften, die Behörden, die Kollegen, seine einstigen Schüler, noch an ihn? Und wird gar der Tag kommen, da man sich dazu aufrafft, ihm ein öffentliches Zeichen des Dankes zu setzen? Ich glaube doch, daß er irgendwo, im alten Stadtgarten, in dem er so gern verweilte, oder in einem der Schulhäuser, eine Ehrentafel verdient hätte, er, der Dichter des Volkes und Freund unserer Jugend.